Juliane Feldner/Rainer König

Höflichkeit und Gendersternchen



Deutsch verändert sich nicht nur in neuen Wörtern. Auch was als höflich gilt, ist im Wandel: Das „Bitte“ wird seltener, das „Du“ kommt schneller – und beim Gendern klaffen öffentliche Debatte und alltäglicher Sprachgebrauch auseinander.

„Kannst du mir das bitte erklären?“ klingt für viele selbstverständlich höflich. Doch jüngere Menschen lassen das kleine Zauberwort häufiger weg. Heißt das, sie sind unhöflicher geworden? Die im Forschungsprojekt „Variantenpragmatik des Deutschen“ untersuchten Befragungen und Gesprächsszenarien legen eine andere Deutung nahe: Höflichkeit verschwindet nicht – sie zeigt sich anders.

Während 70-Jährige in den untersuchten Situationen fast doppelt so oft „bitte“ verwenden wie 30-Jährige, setzen Jüngere häufiger auf Wörter wie „vielleicht“, „eventuell“ oder „kurz“: „Kannst du mir das vielleicht erklären?“ Die Bitte klingt in dieser konjunktivistischen Frage weniger wie eine Erwartung und lässt dem Gegenüber mehr Spielraum, auch Nein zu sagen. Höflichkeit steckt dann nicht allein in einer festen Formel, sondern darin, wie viel Freiheit man dem anderen lässt.

Auch die Anrede wandelt sich. Das „Du“ rückt in vielen Alltagssituationen näher, während das „Sie“ an Boden verliert. Wer wen duzt, hängt dabei oft auch vom Alter ab. Was früher als klare Grenze zwischen Vertrautheit und Distanz galt, wird heute häufiger situativ ausgehandelt.

Gendern: laut umstritten, im Alltag oft mitgelesen

Kaum ein Sprachthema wird so leidenschaftlich diskutiert wie genderinklusive Sprache. In Umfragen äußern viele Menschen deutliche Vorbehalte gegen Sternchen und Doppelpunkt.

Wird die Bevölkerung direkt gefragt, lehnt eine deutliche Mehrheit (oft zwischen 60 % und 80 %) das Gendersternchen oder den Doppelpunkt ab. In der expliziten Bewertung erscheint das Gendern häufig als „künstlich", „ideologisch" oder „lesehemmend".

Doch die öffentliche Debatte erzählt nur einen Teil der Geschichte: In alltäglichen digitalen Texten führen Genderformulierungen offenbar weit seltener zu Missverständnissen, als die aufgeheizte Diskussion vermuten lässt.

Gewöhnung mag hier eine Rolle spielen: Was zunächst ungewohnt wirkt, kann beim wiederholten Lesen seinen Stolpereffekt verlieren. Vielleicht liegt der Gewöhnung aber auch nur Resignation zugrunde, die sich in der öffentlichen Kritik Luft verschafft. Wir wissen es (noch) nicht. Was wir wissen, ist das Folgende:

In der Deutschschweiz sind neutrale Begriffe wie „Lehrpersonen" und ausgeschriebene Paarformen verbreitet. In Österreich gilt die Paarform – z.B. „Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter" – im formellen Bereich als besonders vertraut. Typografische Zeichen (Sternchen/Doppelpunkt) werden in beiden Ländern allerdings noch skeptischer gesehen als in Deutschland.

Wer ist mitgemeint?

Bei der Frage, wie Sprache wirkt, geht es nicht nur um Geschmack. Studien zur mentalen Verarbeitung deuten darauf hin, dass das sogenannte generische Maskulinum – etwa „die Ärzte" – vor allem männliche Vorstellungen hervorrufen kann. Frauen werden dabei mental oft nicht oder nur nachgeordnet „mitgedacht".

Gender-Sternchen, Doppelpunkt und Co. dagegen führen umgekehrt oft zu einer weiblichen Verzerrung (*Female Bias*). Das Suffix „-innen" dominiert die visuelle und gedankliche Verarbeitung so stark, dass Probandinnen und Probanden dabei vor allem an Frauen denken. Eine gleichwertige Repräsentation aller Geschlechter (Inklusion) wird dadurch im Gehirn nicht abgebildet[1].

Nur die Paarform, d.h. die ausdrückliche Doppelnennung (z. B. *Bürgerinnen und Bürger)* ruft eine annähernd gleich starke Vorstellung von Männern und Frauen hervor.[2] Sie reibt sich aber am Ökonomieprinzp der konversationalen Implikation, welches die DNA unserer Sprache prägt (s.u.).

[1] https://www.uni-kassel.de/uni/aktuelles-aus-der-universitaet/sitemap-detail-news/2022/03/2/psycholinguistik-das-gender-sternchen-laesst-uns-bevorzugt-an-frauen-denken.html?cHash=6af496c7a916003da0d39e6db5ef0d23

[2] https://www.spektrum.de/news/gendern-mit-sternchen-kehrt-das-problem-um/2000167

Was sich (wohl) nie ändern wird

Zwei Regeln prägen die DNA einer jeden Sprache:

Regel eins bezeichnet das Paradox, wonach sich das Konkrete, Singuläre oder Einzelne der sprachlichen Darstellung prinzipiell entzieht. In seiner Phänomenologie des Geistes beschreibt Hegel dieses Paradox (ausnahmsweise) sehr prägnant: Jedes Wort, das wir benutzen (wie „Baum“, „Haus“, „jetzt“, „ich“), bezeichnet eine ganze Gattung oder Kategorie, nicht das eine, spezifische, sinnliche Ding, das wir meinen. Und wenn ich sage „Reiche mir *dieses* Buch“, benutze ich das Wort „dieses“. Das Wort „dieses“ passt aber auf jedes Buch der Welt. Sobald ich das Einzelne ausspreche, habe ich es bereits verallgemeinert.

Regel zwei beschreibt das Prinzip der konversationalen Implikation (geprägt durch den Sprachphilosophen Paul Grice). Es basiert im Kern darauf, dass der Sprachgebrauch immer nach ökonomischen Formulierungen strebt. Anstatt jeden Gedanken weitschweifig und detailgetreu auszuformulieren, übermitteln wir Informationen hocheffizient, indem wir einen großen Teil der Bedeutung in den Kontext auslagern. Der Zuhörer füllt die Lücken selbstständig aus, oder er fragt nach. Es gilt die Ökonomie der Aufwandsminimierung und Verständnissicherung. Darum setzen sich letzthin fast immer nur leicht les- und sprechbare Neuerungen durch.

Das erklärt wohl auch den Versuch, die etwas umständlich daherkommende Paarform (z.B. Studentinnen und Studenten) durch substantivierte Partizipien im Plural (Studierende) zu ersetzen. Das widerspricht zwar der Gleichzeitigkeit, die das Partizip Präsenz im Kern immer ausdrückt. Aber es ist kürzer als die Paarform.

Schauen wir mal, ob sich im Weiteren die Logik oder die Prägnanz durchsetzt. Wirklich weh tut der logische Widerspruch vor allem dann, wenn die betreffende Partizip-Präsenz-Gruppe mit einer im Partizip I beschriebenen Aktivität verbunden wird (z.B. „protestierende Studierende“).

Allerdings: Manchmal studieren Studierende tatsächlich, wenn sie protestieren, zumindest auf einem KI-Bild:



Wie dem auch sei: Der Rat für deutsche Rechtschreibung hat substantivierte Partizipien im Plural als ein zulässiges und grammatikalisch korrektes Mittel der „neutralen Formulierung“ anerkannt.